





Frédéric Brun

Perla

Roman

*Aus dem Französischen von
Christine Cavalli*

Faber & Faber

Für Véronique, Julien und Hugo

»Der Tod ist Endigung und Anfang zugleich,
Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich.«

Novalis



An einem sonnenklaren Tag des Jahres 1944 versuchte meine Mutter Perla erfolglos einer Horde Häscher der Miliz zu entkommen, von der sie verfolgt wurde und die sie im Anschluss der SS übergeben wollten. Nach ihrer Verhaftung fand sie sich mit anderen Frauen und Männern und Kindern eingepfercht in einem Viehwaggon wieder. Unmittelbar nach ihrer Ankunft trat sie jenem Mann gegenüber, den man Mengele nannte. Dieser elegant wirkende Arzt entschied in einem einzigen Augenblick über das Schicksal tausender von Menschen. Er brauchte nur mit der Hand in eine Richtung zu zeigen. Rechts hieß Gaskammer, links, das Recht zu leben, Hoffnung.

Mengele sah sie nur kurz an. Nach einer Schnellinspektion des Gesundheitszustandes, die nicht den Begriff Untersuchung verdiente, war das Schicksal eines Häftlings besiegelt. Perla war gesund, hatte aber einen kleinen Pickel im Gesicht. Er zögerte, wies lässig mit der Hand nach rechts. Doch sie war auch schön. Er änderte seine Meinung. Der Schönheit wird ja so viel Nachsicht entgegengebracht. Er wies mit dem Finger nach links.



Es ist der erste Samstag im September. Perla hat den Sommer im Krankenhaus von Kremlin-Bicêtre verbracht, wo die Ärzte versuchten, ihrer Depression Herr zu werden, die ihr seit fünfzig Jahren anhängt. Wir trinken in Ruhe Tee und naschen ein paar Süßigkeiten. Uns umfängt der milde Spätsommer, und wir suchen uns im Hof eine Bank, um uns in Ruhe und Abgeschlossenheit zu unterhalten. Gleich in der kommenden Woche hoffe ich, ihr Manon vorstellen zu können, welche die Frau meines Lebens werden wird. Ich wusste noch nicht, dass es keine kommende Woche mehr geben würde, keinen Kuchen mehr am Samstagnachmittag, keinen Kuss mehr auf die Stirn, keine Worte mehr zwischen uns.

Beim überraschenden Klingeln des Telefons am frühen Sonntagmorgen ahne ich aber, dass dies mit einer schrecklichen Nachricht zu tun haben könnte. Eine zögerliche, kalte Stimme zwingt mich nieder. In mir explodiert eine Bombe, ich schreie. Dieser Schrei gilt der Unendlichkeit. Perla ist nicht mehr.

Ich begeben mich in ihr letztes Zimmer. Auf ihrem Gesicht ist Frieden eingekehrt. Vor ihrem leblosen Körper stockt mir das Blut in den Adern. Ich küsse ihre Stirn, die noch warm ist. Nichts wird mehr sein wie vorher. Wohin nur sind die Milliarden von Seelen aufgebrochen, die uns vorausgegangen sind? Mir scheint, die Seele meiner Mutter ist in mir, und wenn ich dieses Buch in Angriff nehme, dann nur deshalb, weil ich fürchte, sie könnte für immer gegangen sein. Ich tippe auf meiner Tastatur, manchmal ohne zu wissen, woher die Wörter auf meinem Bildschirm kommen. Dann frage ich mich, ob diese Hände wirklich mir oder doch noch ein wenig ihr gehören.

Später gehe ich zu Perla in den Trauerraum. Sie ist mit dem nachtblauen Hermès-Kostüm bekleidet, das sie so sehr mochte. Wir haben es ausgewählt, um ihr eine letzte Freude zu bereiten. Sie sah darin immer so strahlend aus. Heute ist sie es mehr denn je. Ihr Gesicht war noch nie so sanft wie jetzt. Sogar einige ihrer Falten scheinen verschwunden. Sie ähnelt einer Heiligen, die von allem reingewaschen ist.

Am Friedhofseingang erwartet uns eine Autoschlange. Unser Leichenwagen kommt nur sehr langsam voran. Perla liegt hinten. Doch noch nie war ihre Präsenz so stark. Im Angesicht ihres Sarges fühlen wir uns beraubt, entblößt, fassungslos. Jacques erinnert in einer bewegenden Rede an ihren Lebensweg. Die Blätter mit seinen Notizen flattern im Wind.

Meine Mutter war keine praktizierende Jüdin. Wir waren vier in der Familie, nun sind wir nur noch drei.

Wir mussten zehn Männer finden, um das Kadisch zu sprechen. Unser enger Freund Daniel hat sie zusammengeführt, und das Gebet wurde in der Sprache meiner Vorfahren, einem düsteren und harmonischen Hebräisch, vorgetragen. Der Sinn dieser Worte bleibt mir verschlossen, dennoch ergreift der Klang dieser Worte von mir Besitz. Nach dem Gesang bewegen wir uns auf das Grab zu, in dem schon meine Großeltern ruhen. Nacheinander werfen wir Erde hinab. Diese Zeremonie ist wirklich für uns Lebende gemacht. Perla ist bereits weit weg, dort, wo sie sich so sehr hin gewünscht hatte. In ihren verzweifelten Momenten habe ich sie oft murmeln hören: »Ich will sterben. Ich will sterben.« Zurück hier auf Erden bleiben ihre Geheimnisse, ihre Depressionen und ihre Augenblicke der Schönheit.



Nach dem Tod meiner Mutter habe ich beinahe alle meine Bezugspunkte verloren. Einen aber nicht. Seltsamerweise fühle ich mich gleichzeitig vom deutschen *Bildungsroman* und jenen Helden angezogen, deren Namen die einer anderen Zeit sind: Wilhelm Meister, Heinrich von Ofterdingen, Andreas Hartknopf ... Deutschland gibt es zweimal. Das Deutschland der Lager und Stacheldrähte im Kontrast zu den dunstverhangenen Ebenen, den orange-farbenen Sonnenuntergängen, den idealistischen Poeten: Novalis, Hölderlin, die sich der *Weltseele* verschrieben haben. Warum bin ich von diesem Land so fasziniert, das zwischen dem Lied und der schroffen Stimme, dem Raffinement und der Barba-



Friedrich Eduard Eichens *Porträt Novalis*
Bibliothèque Nationale, Paris. Foto: Bridgeman Images

rei gespalten ist. Wie verwunderlich, in ihm meine Lieblingsliteratur und die Spuren einer Vergangenheit finden zu wollen, die Perla gebrochen haben.

Betrachte ich das Porträt von Friedrich von Hardenberg, bin ich von seinem engelsgleichen Gesicht fasziniert. In seinen Augen umfassen poetische Trunkenheit und spirituelle Kraft das Unendliche. Er war noch so jung, als er starb. Als er die kaum dreizehnjährige Sophie von Kühn traf, verliebte er sich augenblicklich in sie. Dabei war es kein jugendliches Entflammen, sondern der Beginn einer Metamorphose. Zwei Jahre später wurde das Mädchen von der Schwindsucht hinweggerafft. Ihr Ableben hatte über den Schmerz hinaus eine erhebliche Auswirkung auf Friedrichs Seele, der darüber in seinem Tagebuch schrieb: »Für den, der liebt, ist der Tod eine Hochzeitsnacht.«

Ihre Beerdigung wird für ihn zur Taufe des Todes, zur zweiten Geburt. Er gab sich als Schriftsteller den Namen Novalis, was Neuland oder auch Erde zum Erschließen bedeutet. Seine Feder überwand alsbald alle Schranken. Er schuf sich einen eigenen Raum, eine ganz eigene Zeit. Er ging aus dem Leben, frohen Mutes, wie er versicherte, so wie der junge Dichter, der Held seines Romans *Heinrich von Ofterdingen*. Heinrich der Spielmann ist in der Blüte des Mittelalters vor allem der Poesie ergeben. Sie ist der Schlüssel zu allen seinen Entdeckungen. Durch seine Empfindsamkeit vermochte er es, in ei-

nem seiner Träume alle Fenster der Seele zu öffnen. Mit *der blauen Blume* erfasst er die wunderbare Einheit des Alls. Seine verbleibenden Tage wird er von nun an damit verbringen, diese wiederzufinden.

Für Novalis müssen wir mehr als nur Menschen sein. Dank unserer Sinne sind wir in der Lage, alles wahrzunehmen. Nur durch die Poesie sind wir fähig, über uns hinauszuwachsen (*Überbildung*). In uns schlummert ein kosmisches Meer, aber die Erfahrung entfernt uns auch davon. Durch unendliche Anhäufungen und Ableitungen bringt uns diese nirgendwohin, obwohl das ganze All bereits in unserem tiefsten Ich wohnt.

Ich habe keine Freude mehr an meiner Art zu leben. Je mehr Zeit vergeht, desto weniger entspricht es dem, was ich erleben möchte. Der Lärm, die Geschwindigkeit, die nicht enden wollenden technologischen Erfindungen, das grenzenlose Streben nach Reichtum. Der Individualismus, der zügellose Kampf gegen die Zeit werden mir immer unerträglicher. In meiner heutigen Blase spüre ich nur Gleichförmigkeit, Regeln, Moden, Zeichen absurder Anerkennung. Sich in der Masse zu verlieren, ist eine Art, seine Langeweile totzuschlagen, als ob man ständig online oder im Internet sein müsste, mit etwas oder jemandem verbunden. In den großen Konsumtempeln füllen wir unsere Taschen mit Büchern und CDs, kiloweise. Wir wollen glauben, dass sich Wissen kaufen lässt. Gegenstände aus Papier zu besit-

zen, verleiht uns den Anschein, gebildet zu sein. Ich will mich anschließen, aber ganz bestimmt nicht an die Leere meiner Epoche. Mit seiner inneren Reise, seinem *Gemüt*, lehrt uns Heinrich einfach zu schauen, zuzuhören und zu empfinden. Aber beschränken wir uns nur auf das Sichtbare, leben wir nur zum Teil, obgleich das Unsichtbare so nahe ist. Viele der Lebenden wissen das oft nicht. Und erst der Tod meiner Mutter öffnete auch mir die Türen. Mein Schmerz lässt mich verstehen, dass der eigentliche Lebensweg ins Innere führt und Perla in mir ist. Alles, was ich schreibe, wendet sich ihr zu.

Und dennoch: Wie ist es möglich, dass Novalis, die deutschen Dichter und die Hitlergeneräle den gleichen Stammbaum haben? Die germanische Seele verweist uns auf die Natur, auf die Unendlichkeit, auf eine reine Rasse, auf göttliche Wesen mit blonden Haaren und blauen Augen, auf halbnackte Elfen auf der Suche nach einem Ideal, einem Absoluten. Victor Klemperer analysiert in *LTI. Die Sprache des Dritten Reiches* das Verb *sich entgrenzen*, welches bedeutet, alle Grenzen seiner Persönlichkeit zu zerbrechen, im All aufzugehen, sich zu übertreffen, seine Ketten zu sprengen und sich in aller Freiheit zu entwickeln. Diese Worte führen uns zum Faschismus und zur Romantik gleichermaßen!



Nachdem Perla aus dem polnischen Land zurückgekehrt war, merkte sie sehr schnell, dass sie die Ebenen der Angst weiter im Griff hatten. Dennoch ließ ihr Gesicht auf den Fotos vom Tag ihrer Hochzeit mit André uns glauben, dass sie alles ausgelöscht hatte. In den ersten Jahren, an die ich mich erinnere, war sie so glücklich.

Einige Wochen später, nach ihrer Rückkehr nach Paris, hat sie einen Psychiater in einem der schönsten Wohnviertel aufgesucht. In der Eingangshalle fühlte sie sich fremd angesichts des zur Schau gestellten Luxus, eines Sofas, so groß wie ihre Ängste. Die Verzierungen an der Decke und die goldfarbenen Wandtäflungen stellten den Himmel einer Welt

dar, die sie in Schlesien vollkommen vergessen hatte. Sie fand diesem großen Spezialisten gegenüber keine Worte, um ihren Schmerz nur annähernd zu beschreiben. War ihr mit der Freiheit auch ein anhaltender quälender Schmerz mitgegeben worden? Sie wusste damals noch nicht, dass sie sich niemals mehr von dieser Angst würde lösen können. Sie wusste auch nicht, dass sie mich damit, auf ihre besondere Art, prägen würde.

Beunruhigt und mit wenig Geld in der Tasche fragte sie den Psychiater am Ende der Sitzung, wieviel sie ihm nun schulde. Bei dem Luxus des Ortes und seiner Ausstattung müsste dies wohl viel sein, dachte sie sich. Jener sensible Arzt aber antwortete ihr: «Ich müsste Sie, Mademoiselle, fragen, wieviel ich Ihnen schulde.» Von Zeit zu Zeit gibt es auch angenehme Überraschungen auf unserem Weg.

Meine Mutter hat mir nie wirklich etwas über ihre Deportation erzählt. Ich muss gestehen, ich habe sie auch kaum danach gefragt. Ich betrachte die Fotos, die sie selbst aufgenommen hat, als sie später dorthin zurückgekehrt ist. Es sind ungefähr ein Dutzend. Ich frage mich, was sie in ihrem Gedächtnis davon zurückbehalten hat. Hat sie nicht Dinge für sich behalten, die besser nicht ausgesprochen werden sollten. Die auf ihrem Arm eintätowierten blauen Zahlen konnte sie aber nicht tilgen.

Manchmal versuche ich, sie mir mit geschorenen Haaren, hohlen Wangen und gestreifter Kleidung



Auschwitz
Foto: Aus der Sammlung des Autors

vorzustellen. Ich kenne sie nur mit rundem Gesicht, in hübschen Kostümen oder in schöner sportlicher Kleidung. Ich suche in den Büchern nach Situationen, in denen sie sich hätte befinden können und ergänze ohne Unterlass meine Bibliothek zur Shoa. Ich rekonstruiere Teile eines Puzzles, das sie mir gegenüber nie zusammenfügen wollte. Aus Schande, aus Scham oder um mich vor den Grausamkeiten dieser Welt zu bewahren?

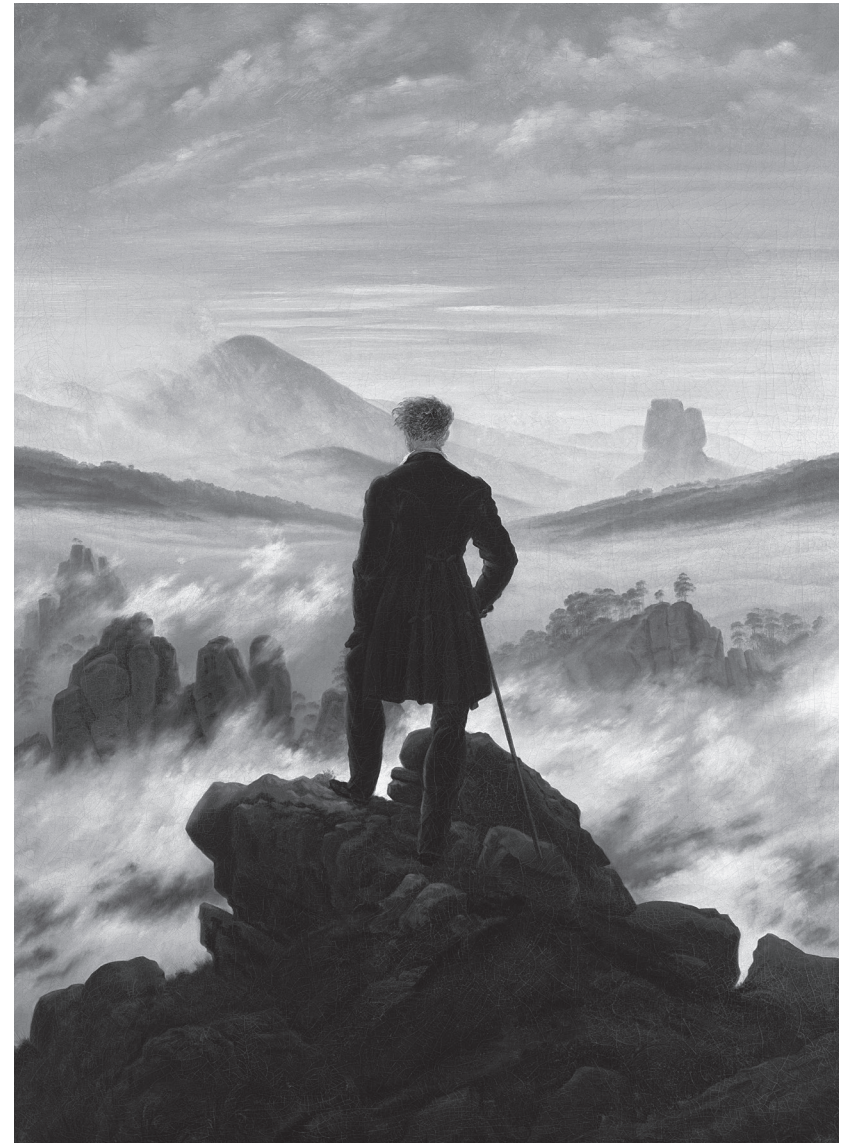
Zwischen zwei Gesprächsthemen schleuderte sie mir manchmal eine Anekdote entgegen, aber, denke ich nach, versuchte sie, alle Brücken zu ihrem Jahr des Fluches hinter sich abzureißen. Wie Recht sie hatte. Ihre Rückkehr war ein Sieg. Das Unausgesprochene auch. Es ist ihr nämlich gelungen, mir den Weg ins Glück zu weisen. Diese Rolle steht ihr gut. Das wird mir heute klar. Wir beide haben zwar nicht oft aus vollem Hals gelacht, aber die Augenblicke unseres gemeinsamen Augenzwinkerns und unseres zurückhaltenden Lächelns überwiegen. Perla verzichtete in ihrer Depression auf das Leben. Das war ihre Art, das Unverständnis über die Welt sichtbar werden zu lassen. Was gibt es nach Auschwitz noch zu erklären? Was ich davon in Erinnerung behalte, ist ihre Krankheit. Ich habe den Eindruck, dass sich meine Mutter so verständlich machen wollte, weil sie nicht fähig war, das Erlebte anders zu artikulieren, davon zu sprechen oder ein Buch darüber zu schreiben. Die Depression war umso vieles ein-

deutiger als alles reden. Sieben Monate in ihrem Leben bedeuteten letztendlich jahrzehntelange Qual. Wieviel benötigt der Mensch, um ein anderes menschliches Wesen zu zerstören? Eine Woche, einen Tag, eine Stunde?

Wenn ich an alle diese Menschen denke, die mit viel weniger Glück als ich die Geschichte bevölkern, diese Männer und Frauen, mit ihren erfrorenen Händen und Füßen, in Lumpen gehüllt, fällt es mir schwer, das Glück für längere Zeit in meiner Seele festzuhalten. Ich gehöre zur Generation der Zeugen, der Davongekommenen, der Kinder dieser Deportierten. Primo Levi schreibt in seinen Büchern über die Schuld der Überlebenden. Zuweilen werde ich von ihr verfolgt.



Von der Höhe eines Felsens sieht ein Mann in die Ferne; er kehrt uns den Rücken zu, eine Art Wolkenprinz, mit wehendem Haar, schwarzem Mantel, einem Stock in der Hand. Er ruht in sich, nichts scheint ihn zu beunruhigen. Ein Meer weißlicher Wolken bemächtigt sich nach und nach des Gebirges. Man sieht, wie es sich bis zum Ende des Tales hinzieht. In diesem grandiosen Spektakel zeichnen sich nur noch wenige Bergfragmente ab, deren Farben eine Mischung aus Braun und aus Schwarz sind. Im milchigen grau-blauen Himmel kommen einige rosafarbene Schimmer zum Vorschein. Die im Nebel verschwindenden Tannen treten diskret im Dekor zurück. Silhouette und Landschaft verschmel-



Caspar David Friedrich *Der Wanderer über dem Nebelmeer*
Hamburger Kunsthalle, Hamburg. Foto: Bridgeman Images

zen, so als wären die Seele und die Natur in perfekter Harmonie. Ich verweile mit meinen Blicken oft auf diesem Bild von Caspar David Friedrich. Man findet es auf vielen Umschlägen von Büchern über die deutsche Romantik.

Wenn ich es aufmerksam betrachte, gelingt mir ein kurzer Moment der Beruhigung. Ich lasse meinen Blick darauf ruhen und höre die melancholischen Klänge der atmosphärischen Rockmusik von heute. Ich habe noch die Zeilen von Novalis im Kopf: »Ich weiß nicht, aber mich dünkt, ich sähe zwei Wege, um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine, mühsam und unabschbar, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der andere, fast ein *Sprung* nur, der Weg der inneren Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut ...«

Ein majestätischer Ahornbaum wacht über mein Power-Book, das nur wie eine weiße Blume geöffnet werden möchte. Die Bäume strecken den Menschen ihre Arme entgegen, aber diese sind höchst unaufmerksam und sehen sie nicht. Sie spionieren die Menschen aus, wissen es aber nicht. Ihre Zweige betrachten uns, aber in unserer Dummheit nehmen wir ihre Blicke nicht zur Kenntnis. Das stille Licht, das zwischen ihren Blättern durchscheint, murmelt

die Geheimnisse verstorbener Wesen. Sie sind bereit, uns diese am Ende ihrer Verästelungen mitzuteilen. Die Vögel steigen auf wie wunderbare Worte. Wenn ich aufhöre zu schreiben, lege ich meine Hand auf Manons hübsch gerundeten Bauch. Seit einigen Monaten erwarten wir ein Kind. Ich spüre das ganze All auf meiner Handfläche.



Am Abend der Beerdigung haben Manon und ich mit meinem Vater André und dessen Freund Michel in der Theaterbar zu Abend gegessen. Ich bin erstaunt, dass es möglich ist, weiterhin in ein Restaurant zu gehen.

Wovon sollten wir sprechen? Der Schmerz ist unbeschreiblich. Dennoch: die Speisekarte ist wie immer, und die Kellner nehmen, wie immer schon, die Bestellungen mit der üblichen guten Laune entgegen. Ich sitze am Tisch und bin doch nicht recht zugegen. Ich bin nicht mehr der Gleiche. Ich bin nicht mehr ihr Kind, aber bin ich deshalb schon ein anderer Mann? Die Avenue wird immer noch von diesen eleganten und diskret leuchtenden Lampen erhellt.

André wirkt gebrochen. Wir begleiten ihn nach dem Essen nach Hause.

Nichts ist absurder als die Kleidungsstücke Perlas, die immer noch da sind, als wäre nichts geschehen, akkurat auf den Bügeln hängend, verlassen in diesem Schrank; Perlas Papiere, die nun plötzlich ausgedient haben, ihrer eigentlichen Funktion beraubt und in einem Portemonnaie aus Krokodilleder aus einer anderen Zeit stecken die Geldscheine einer vormaligen Währung, sorgfältig als Andenken an unbekannte Reisen aufbewahrt; ihr Kalender, in dem noch die Spuren verflossener Tage sichtbar, ihre mit zarter Hand eingetragenen Termine stehen. Auf ihrem Nachttisch sehe ich den Taschenrechner, den ich ihr zum letzten Weihnachtsfest geschenkt hatte. Ich habe ihn in einem Drugstore gekauft, der auch nicht mehr existiert. Wozu sollte er noch gut sein, vielleicht um alle Momente des Schmerzes zu addieren, die ich ohne sie durchleben werde, alle Stunden, in denen Perla durch ihr geliebtes Kind zärtlich und weich gestimmt war? Was machen alle diese durcheinander und einzeln liegenden Pumps in diesem Schrank; alle Handtaschen, die einst so schick waren und nun nutzlos sind? Sie wird damit nirgendwo mehr hingehen.

In der Wohnung herrscht eine unerträgliche, mich brüskierende Ruhe. André beschließt, sein Leben hier zu beenden, dieser Entschluss wird ihn voraussehbar dahinvegetieren lassen. Hinter jedem

Gegenstand, jedem Nippes lässt sich ihrer beider Liebe erahnen. Die Atmosphäre ist schwer zu ertragen. Wenn ich durch Perlas Zimmer gehe, lasse ich meinen Blick wahllos einige Momente auf einem Möbelstück ruhen, dann auf einem Bilderrahmen, aus dem ihr sonniges Gesicht leuchtet, und fühle einen Kloß im Hals. Es gibt nichts mehr zu sagen, hier kann ich nur gedankenerfüllt stehen bleiben. Ich bin froh, dass Manon mir die Hand hält.



Auf den Bahnsteigen wehrten sich die Männer, Frauen und Kinder vergebens gegen eine absurde und gnadenlose Macht. Voller Verzweiflung bewegte sich die Menge inmitten des Pfeifens der Lokomotiven und der vielfachen Schreie des Schreckens. Zahllose Züge fuhren gefüllt mit unzähligen Menschen der Kälte und der Ungewissheit entgegen. Das war die Stunde des letzten Kontaktes, des ultimativen letzten Blickes auf ein geliebtes Gesicht. Die Mütter rannten mit ihren Säuglingen auf dem Arm, die zu Boden geworfenen Kinder stießen sich an den eisernen Beschlägen der Stiefel. In zerrissenen Kleidern flehte man unter den niedergehenden Knüppeln um Gnade, musste sich mit gesenktem Kopf in sein

Schicksal fügen und in den Angst einflößenden Waggon steigen. Mit Kreide auf die Holzplanken geschriebene Zahlen ... 150 ... 200 ... Vier Jahre lang spielten sich diese Szenen tausende Male so ab. Die Züge mit den Deportierten fuhren und fuhren, währenddessen der Krieg weiterging und die meisten Franzosen nichts von diesen ungeheuerlichen nächtlichen Konvois wissen wollten oder konnten. Ich weiß nichts über den Transport von Perla. Erst durch Bücher wie *Keiner von uns wird wiederkommen* von Charlotte Delbo entdeckte ich die genauen Beschreibungen dieser Abfahrtsszenen. Wie hatte sie reagiert? Hatte sie auf dem Bahnsteig geschrien, geweint ...? Hatte sie sich gewehrt? Sie hatte nie etwas über ihre Fahrt nach Hitlerdeutschland erzählt. Wie hatte sie sich verhalten in diesen verplombten Waggons, die lang waren, lang wie die Schande? Hatte sie sich ihrem Schicksal ergeben, oder hatte sie aufbegehrt, als sie das Verriegeln der Türen, die Befehle und Schreie hörte, jenes unverständliche Durcheinander, die Stellgeräusche der Weichen, die in dieser verhassten Nacht erklangen? Neben ihr wimmerten, urinierten, schissen die Menschen auf das Stroh wie Tiere. Die Luft war sicher unerträglich. Röchelnde Geräusche drangen durch die einzige Dachluke und verloren sich in der großen Gleichgültigkeit des Landes. Wie hatte sie die Nacht verbracht? Sicher sprach sie darüber mit anderen Rückkehrern auf den Treffen der Gesellschaft



Torhaus von Auschwitz-Birkenau
Foto: Aus der Sammlung des Autors